

34]

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

„Sei nicht böse, „Richter“, aber alle sagen, die Revolution ist zu Ende!“

„Und was heißt das?“

„Das heißt, die Polizei ist obenauf, und der Bourgeois fürchtet sich nicht mehr. Deshalb wird es einem eng in Warschau.“

„Und was meinst Du, „Schneider“?“

„Ich weiß nichts. Ich werde Dir stets gehorchen, „Richter“, wie ich es bisher getan habe. Aber es ist bei allen Parteien so still geworden, weil es schlecht ist.“

„Nun, so hört, ihr Zdioten, was ich Euch sage! Hört zu und macht Euch auf große Dinge gefaßt! Was versteht Ihr von Politik! Eure Sache ist es, einem Klügeren zu gehorchen.“

Einer wie der andere sagt: die Revolution hat ausgespielt, von den Parteien hört man nichts. Das ist wahr.

Aber welche Revolution hat ausgespielt? Die sozialistische Revolution, die polnische Revolution, die kleinrussische Revolution, doch nicht unsere! Die Sozialisten kämpfen nicht mehr, sie sitzen in den Gefängnissen, in der Verbannung. Sie werden uns nicht mehr hindern. Ihre Kampfgruppe wird unsere Kameraden nicht mehr morden. Die Polizei bedeutet nichts für uns. Was kann die Polizei wissen? Ja, „der Bund“, die Partei „Poale Zion“ oder diese PPS, die waren es, die uns nicht leben ließen. Sie hatten ihre Leute in jedem Haus, in jedem Laden, in jeder Fabrik, an jeder Straßenecke, sie hatten ihre widerwärtigen Kampfgruppen, um Leute totzuschlagen. Sie haben es gelehrt, daß sie gegen uns kämpfen, aber wer hat den „Barisch“ beim Kommunemachen beim Kaufmann Eisenstern ermordet? Mitglieder des Bundes waren es! Wer hat am hellen Tag auf der Straße unseren guten Kameraden, den „Deutschen“, erschossen? Wer hat ohne Erbarmen in seiner eigenen Wohnung vor den Augen seiner Frau und seiner Kinder den „Weißen“ erschlagen? Es waren diese jüdischen Renegaten von der PPS! Wer hat uns immer auf die Finger gesehen? Wer hat uns unsere Geschäfte verdorben? Wer hat die Unserigen aus den Fabriken fortgeschickt? Wer hat uns in diesen ekelhaften Zeitungen für Banditen erklärt? Wer hat jene Selbstwehr eingeführt, die schlimmer als die Polizei die Unserigen verfolgte und die dicken Bürger in Schutz nahm? Wer hat jene privaten Gerichte eingeführt, wo die Leute noch schlimmer als unter „Grün“ gefoltert wurden, und wo Du, „Schneider“, und Du, „Draht“, jeder seine fünfzig Hiebe überm Rücken bekommen hattet?

Jetzt hat es mit alledem ein Ende. Jetzt haben anständige Leute wieder freie Hand. Jetzt müßten wir tanzen vor Freude, und Ihr schneidet Gesichter, als wäre der jüngste Tag! So oft schon habe ich Euch gesagt, wie dumm Ihr seid! Aber ich sage es noch einmal: Zdioten! Und wer dumm ist, der soll einen Klügeren hören!“

Nachdem er eine Reihe Anordnungen gegeben und noch einmal jeden der Genossen besonders ausgeschimpft hatte, verlangte der „Richter“ Papier und schrieb unter ständiger Begleitung der Schimpfreden und Flüche der gelähmten Greislin folgenden Brief:

„Die „Hand der Gerechtigkeit“ entbietet brüderlichen Gruß den „Fünf Tapferen“. Möge der Erfolg stets die gute Sache begleiten, und der böse Zufall Ihre Söhne verschonen! Ich habe für Dich ein Geschäft, alter Freund „Brückenaufseher“! Und was für ein Geschäft das ist, wirst Du aus dem Bettel, den ich mitschicke, leicht ersehen. Die Angelegenheit ist wichtig. Doch ist die besagte Sache Euch zu nichts nütze, aber uns. Du wirst das verstehen, Freund „Brückenaufseher“, und das tun, um was ich Dich bitte! Wäre es nicht so weit, so würde ich selbst fahren oder einen von den Unserigen schicken. Von Euch aber ist es kaum zwei Meilen entfernt — so wurde mir gesagt. Darum schreibe ich an Dich, Freund, tu, was nötig ist, und bringe uns die Sache mit der nötigen Vorsicht her. Dafür werden wir Dir fünf- undzwanzig Rubel bar bezahlen, und die „Fünf Tapferen“ werden so zum Aufblühen der „Hand der Gerechtigkeit“ bei-

tragen, welche Dich seinerzeit vor anderthalb Jahren für ihr eigenes Geld aus dem Gefängnis gekauft, Freund „Brückenaufseher“, und Dir das ganze Leben und die ganze Freiheit wiedergegeben hat, und dafür von Eurer Partei nur die Hälfte von dem zurückbekam, was uns nach Rechnung gebührte. Leb wohl, antworte sofort auf die alte Adresse, und möge die gute Sache Erfolg haben! Dein „Richter“.“

Das Städtchen Szlamowce lag weit ab in einer waldigen und sumpfigen Gegend, fern von der Bahn, und kein Mensch im Lande wußte etwas vom ihm. Die Bevölkerung bestand vorwiegend aus Juden. Es befand sich dort eine Obrigkeit, eine Bezirkskasse, Landgendarmarie, ein Ringplatz mit einem Sumpf in der Mitte, ein Bezirksgefängnis, eine Kirche für die umliegenden Pfarreien, es gab einen Bezirksarzt, einen Chef, und seit der Revolution war dort auch eine Soldatenabteilung stationiert.

Die Stadt war sehr altertümlich. Die Kirche versank fast in den Boden, die Misthaufen bildeten vor der Stadt bereits einen großen Berg, und vor der Kirche stand eine alte sterbende Rinde, die tausend Jahre alt sein sollte. Aber die Geschichte der Stadt war noch nicht erforscht und geschrieben.

Man sagte in der Gegend, die Kirche sei noch von Kasimir dem Großen gegründet worden, und daß unter Napoleon eine große Schlacht bei Szlamowce geschlagen worden sei, und ein Kenner des Landes, ein Gutspächter aus der Umgebung, behauptete sogar, die Kirche stamme noch aus der Zeit Leszeks des Schwarzen, und die Schlacht hätte während der Barer Konföderation stattgefunden.

Der Bürgermeister, ein Amateur der Archäologie und Numismatik, widerlegte diese Hypothese und bewies, daß die Kirche in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erbaut worden sei, daß aber die Malereien auf den Wänden sowie die Bindung des Daches aus einer späteren Zeit stammten. Was die Schlacht betrifft — stützte er sich auf seine eigenen Ausgrabungen in einem alten Grabhügel, der ungefähr fünf Werst von der Stadt entfernt lag. Dort hatte er ein Hufeisen, eine Schnalle, zwei große Nägel, vier Schienbeinknochen und sieben Wirbelknochen gefunden, worüber er ein Referat an die Akademie der Wissenschaften in Krakau erstattete, in dem er um Unterstützung für weitere Forschungen ersuchte. Er wartete nun seit zehn Jahren auf Antwort und hatte die Ausgrabungen unterbrochen. Trotzdem behauptete er auf Grund des erforschten Materials, das in einem Glaschränken in seinem Bureau stand, daß die Schlacht bestimmt noch vor Erfindung des Schießpulvers und Schießgewehrs stattgefunden haben müßte, denn wie tief er auch gegraben, hätten sich keine Kugeln, sondern einige kleine runde Eisenstückchen gefunden. Der Arztisenaufseher, der Sausbold und Polenfreund Sufin, behauptete, daß dies wohl Kanonenkugeln seien, welche jedoch infolge der jahrhundertelangen Einwirkung des Erdmagnesiums und verschiedener chemischer Prozesse zusammengeschrumpft sind, und daß allein die Regelmäßigkeit der runden Form der gefundenen Kugeln beweise, daß sie unter dem Einfluß der Naturkräfte zu dieser Winzigkeit gebracht worden wären . . .

Erst unter der freiheitlichen Bewegung**) begann sich auch dieses Städtchen und seine Umgebung zu rühren. Es wurde eine nationale Prozession um den Sumpf auf dem Ringplatz veranstaltet, an welcher die Grundbesitzer der Gegend zusammen mit der städtischen katholischen Bürgerschaft teilnahmen, unter der Aufsicht von zwölf Geistlichen. Man umkreiste den Sumpf, sang religiöse Lieder und das Nationallied: Gott, der du Polen . . . und so weiter. Die städtischen Behörden zitterten vor Angst, und die Juden waren beleidigt, daß man sie nicht zur Teilnahme eingeladen, dagegen ihnen befohlen hatte, die Läden zu schließen und den Handel für die Zeit der Prozession zu unterbrechen. Der Herr Bürgermeister hielt eine Rede an die Menge, in welcher er zur Ruhe und zur Ordnung ermahnte und zur Dankbarkeit aufforderte gegen Seine Majestät, als dem König von Polen. Er ermahnte auch die Juden streng und schloß mit den deut-

*) Sagenhafter Polenkönig.

**) Das Oktober-Manifest von 1905, das die Konstitutionen ankündigte.

würdigen Worten: Die Uhr unserer Geschichte hat eine große Stunde geschlagen!

Hierauf führte die Geistlichkeit die Leute in die Kirche, wofelbst unter dem Geläute aller Glocken ein Te Deum abgehalten wurde. Die ganze Feierlichkeit vollzog sich in musterhafter Ordnung und mit der gleichen Erhabenheit wie die Osterprozession. Der Grund war der besondere „historische Augenblick“ und — zugleich das Fehlen jeglicher Umsturzelemente in der Gegend.

Am nächsten Tage sollte eine gewaltige Volksversammlung unter der Kirchenlinde stattfinden, eine polnische Schule sollte gegründet werden und ein großer katholischer Konsumverein, der alle kleinen jüdischen Krämer auffressen sollte. Es sollten ferner gegründet werden: eine Gesellschaft zur Erforschung des Szlamower Landes, ein Bürgerklub, eine Bank für gegenseitigen Kredit, eine Landwirtschaftliche Gesellschaft und noch viele andere sozial-kulturelle Institutionen. Aber am nächsten Tag in der Frühe erschien eine Abteilung Infanterie. Die hitzige nationale Bewegung stockte, und unter dem Einfluß des bekannten physikalischen Gesetzes der Reaktion sowie der Angst — ging sie sogar ein bißchen rückwärts.

Keine von den genannten Institutionen kam also zustande, dagegen wurde in Szlamowce eine andere mächtige Korporation gegründet, von welcher hier noch niemand geträumt hatte, und die, ohne sich übrigens im geringsten auf das Allerhöchste Manifeſt zu berufen, das natürliche Produkt der damaligen stürmischen Verhältnisse bildete.

Die nationale Prozession um den Sumpf auf dem Ringplatz hatte gleichsam, wenn auch nur für einige Stunden, die Macht in die Hände der Gesellschaft gelegt. Nach Ablauf dieser Stunde und nach Ankunft der Militärabteilung lehrte sie wieder in die beruflichen Hände zurück. Jetzt aber traten Ereignisse ein, welche die Prinzipien der Macht so gründlich verwirrten und so seltsame Verhältnisse schufen, daß es schwer fällt, sie in geläufigen Worten zu formulieren.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Börsengeschäft.

Von Gustaf E. Hellgren.

In J. Michaels Kontor, in einer der vornehmsten Geschäftsstraßen, waren die Buchhalter im Begriff, ihre Bücher fortzulegen, denn man stand kurz vor Geschäftsschluß. Die verschiedenen Kassen mit den dazugehörigen Papieren wurden nacheinander dem ersten Kassierer übergeben, einem kleinen Mann mit grau gepflegtem Haar und glatt rasiertem Gesicht, des Chefs rechte Hand. Die Kasse wurden zugeschlagen, die Schlüssel inarnten in den Schlössern und die Buchhalter verteilten ihre Blicke zwischen dem Minutenzeiger der Uhr und den leichten Panamahüten, die in erwartungsvollem Gehen in Reihen auf den Kleiderhaken hingen.

Man hörte schnelle, leise Schritte im Vestibül, die schweren Türen schlugen mit pfeifendem Lauf auf und zu und fast gleichzeitig erschien im Kontor ein Telegraphenbote. Aus alter Gewohnheit ging er direkt zu dem Kassierer, der die Depesche in dem Moment in Empfang nahm, da die Uhr sechs schlug. Die unerbrosene Depesche in der Hand, grüßte der kleine Kassierer die fortgehenden Kontoristen gnädig und doch liebenswürdig, öffnete dann das Telegramm und las es zwei, dreimal. Um sich das Herz ein wenig zu erleichtern, stieß er darauf einen kräftigen Gluck aus und begab sich zum Chef.

Michael lag auf seiner Chaiselongue ausgestreckt und blickte stumpf zur Dede. Die sonst glänzenden Augen waren gewissermaßen dessen unbewußt, daß sie lebende Organe eines lebenden Menschen waren. Die brennende Zigarette hing in dem einen Mundwinkel des Ruhenden, auf einem Tisch neben ihm stand ein halb geleertes Glas Limonade, die Jalousien des Zimmers waren herabgelassen. So brachte der Chef die ganze Zeit nach dem kurzen Börsenbesuch im Kontor zu, und so halte er es nun schon 30 Jahre lang gemacht.

Ein diskretes Klopfen an der äußeren Kontortür, und das unmittelbar darauf erfolgende Eintreten des kleinen Kassierers erweckte die ausgestreckte Gestalt zu einer Bewegung. Er nahm die Zigarette aus dem Munde, wandte den Kopf und ließ seine Augen einen fragenden Ausdruck annehmen.

„Der „Stern“ auf der Fahrt nach . . . bei den Antillen mit Holzladung gescheitert. Besatzung gerettet. Schiff wrad.“

Das war der ganze Inhalt.

Michael reichte das Papier zurück, und seine Augen sagten ungefähr:

„Was geht das mich an?“ und schienen eine mündliche Bemerkung von seiner „rechten Hand“ zu erwarten.

„Sehr schlimm“, sagte der Kassierer, „sehr schlimm. Die Holzpreise sind mächtig im Steigen, und das war die einzige Frucht,

die wir auf dem Wasser hatten, die einzige, auf die wir ein Konnossement haben. Die Ladung war sicher 80 000 Mark über die Versicherung wert! Donnerwetter! 80 000 Mark!“ Und mit verzweifeltem Miene kratzte er sich die Stirn, als wollte er eine Idee herauskratzen.

„Sie können recht haben“, sagte der Chef, erhob sich, ergriff das Glas und trank den Rest aus. „Sie können recht haben. 80 000 Mark! Und ich hätte die Ladung heute mit 100 000 Mark Gewinn verkaufen können. Sapristi!“

Fluchte der Kassierer deutsch, so wandte der Chef statt dessen das französische für seine kräftigeren Ergüsse an; das war salonmäßiger.

Da huschte etwas, das auf die matte Ahnung einer Idee deutete, über das glatt rasierte Gesicht des Kassierers. Der Chef verfolgte diese Veränderung mit wachsendem Interesse.

„Nehmen Sie an“, sagte er und blickte seinem Chef fest ins Auge, „nehmen Sie an, daß sich jemand fände, der die Ladung auf das Konnossement hin übernimmt und von dem Telegramm nichts weiß.“

„Ja, das wäre ja eine Sache, die uns einen Gewinn bringen könnte. Aber ich weiß nicht, ob ich es wagen soll?“

„Ich kaufe, wenn Sie es verkaufen wollen“, antwortete die „rechte Hand“. „Und morgen biete ich sie an der Börse aus.“

„Aber das Telegramm?“ sagte der Chef und wies auf das Papier auf dem Schreibtisch.

Der Kassierer nahm es, faltete es zusammen und legte es in seine Brieftasche.

„Welches Telegramm?“ — sagte er dann und blickte unschuldig auf.

„Sie haben beim Teufel recht“, rief Michael aus, „vollkommen recht! Ich verkaufe, Sie kaufen, und Sie verkaufen wieder. Das ist ganz in der Ordnung. Machen wir das Geschäft.“

Und eine halbe Stunde später hatte der Kassierer von der Firma J. Michael eine Holzladung gekauft, die an Bord des Frachtschiffes „Der Stern“ verfrachtet war, und die Firma J. Michael konnte bei dem Abschluß einen Gewinn von 40 000 M. notieren. Zur selben Zeit führte der Golfstrom die verkaufte Ware in zerstreuten Teilen nach dem nördlichen Eismeer hinaus.

Am nächsten Tage verkaufte der Kassierer das Konnossement mit einem Gewinn von 60 000 M., und beglich seine Schuld bei der Firma J. Michael. Und ehe die Börse geschlossen wurde, hatte die Ladung noch zweimal den Besitzer gewechselt.

Am Tage danach wurde die Schiffsstrandung durch die Lloyd-Agentur an der Börse bekannt. Und in dem ersten Entsetzen über die Nachricht verlor der letzte Käufer alle Bestimmung und verkaufte das Konnossement für einen Spottpreis.

Es wurde von dem Chef der Firma J. Michael für einen geringeren Preis als die Versicherungssumme zurückgekauft und dann für den Versicherungsbetrag wieder verkauft. Und mit einigen 1000 Mark Schwankung ging die Ladung an der Börse während einiger Tage hin und zurück.

Doch nun beginnt das Eigentümliche an der Geschichte. Als ein neuer Besitzer der Ladung mit allen Papieren in der Hand vor die Versicherung trat, um sein Eigentumsrecht auszuweisen, schraf er zurück vor all den Formalitäten, die damit verbunden waren, die Summe ausgezahlt zu bekommen. Und die vielen Schwierigkeiten fürchtend, überließ er sie und die Papiere gern dem, der sie übernehmen wollte. Und die gleiche Geschichte wiederholte sich mehrfach. In der Kasse der Versicherungsgesellschaft lagen 120 000 M. zum Auszahlen bereit, doch niemand löste sie ein. An der Börse aber wechselte beständig der Besitzer der Holzladung. Man begann schließlich sich daran zu gewöhnen und wäre höchst erstaunt gewesen, wenn sie eines Tages nicht mehr ausgetreten worden wäre.

Man dachte nicht weiter darüber nach. Sie hatte sich als bestehender Wert in der Vorstellung festgesetzt, obwohl sie gar nicht mehr existierte, und bald wurde sie in Uebereinstimmung mit den fluktuierenden Warenpreisen des Marktes notiert.

Der Inhaber der Firma J. Michael aber liegt auf seiner Chaiselongue, raucht Zigaretten und trinkt eiskalte Limonade, während seine „rechte Hand“ im Nebenkontor auf ein neues Telegramm wartet.

Künstliche Nahrungsmittel.*)

Von Dr. N. Lipschük.

Der allgemeine Sprachgebrauch unterscheidet die „künstlichen“ Nahrungsmittel von den „natürlichen“. Diese Unterscheidung ist in Wirklichkeit nicht zutreffend. Denn die „natürlichen“ Nahrungsmittel nehmen wir in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nicht in ihrem natürlichen Zustande auf, sondern verändert, bearbeitet. Wir kochen und braten und würzen das Fleisch, wir kochen

*) Kürzlich wurde in einem großen Teile der Presse die Erfindung eines künstlichen Fleisches ausposaunt, das viel billiger, nahrhafter usw. sei als das natürliche. Zugleich kam die Meldung, daß in Japan ein künstlicher — Reis erfunden sei. Alle diese schlecht kontrollierbaren Nachrichten von nicht nachgeprüften Erfindungen können leicht irreführen und nicht realisierbare Erwartungen auslösen.

die Milch und die Eier, Kartoffel und Gemüse. Wir präparieren die natürlichen Nahrungsmittel zu „Speisen“, in denen die Nahrungsmittel schon verändert sind. Zum Ueberflus belegen kindige Küchenchefs die Speisen mit Namen, die dem profanen Naturmenschen so fremd sind, daß es für den Anfänger durchaus nicht leicht ist, die Speisefarte eines großstädtischen Restaurants zu lesen.

Je mehr der Betrieb unseres Lebens industrialisiert wird, desto mehr wird die Zubereitung der „Speisen“ in die Fabrik verlegt und dem einzelnen Haushalt entzogen, damit entstehen fertige oder häufiger halbfertige Speisen als Fabrikware, die der landläufige Sprachgebrauch auch noch nicht als „künstliche“ Nahrungsmittel bezeichnet. Diesen fabrikmäßig bearbeiteten natürlichen Nahrungsmitteln kommt gegenüber den eigentlichen künstlichen Nahrungsmitteln ein Uebergangscharakter zu. Diesen Uebergang bilden die sogenannten Konserven: die Fisch- und Fleischkonserven, die Milchkonserven usw. Diese fabrikmäßig vorgenommene Veränderung an den Nahrungsmitteln ist bei den eigentlichen Konserven nur diktiert durch den Umstand, daß in den gegebenen Fällen zwischen der Gewinnung des natürlichen Nahrungsmittels (Fang, Tötung des Tieres, Melken) und seinem Eintritt in den einzelnen Haushalt ein mehr oder weniger langer Zeitraum verstreichen muß, wobei die Nahrungsmittel verderben könnten. Mit der Aufbewahrung der betreffenden Nahrungsmittel in Form von Konserven wird zunächst nur bezweckt, ein Verderben der Nahrungsmittel zu verhindern, deren charakteristisches Merkmal in dem Fehlen bestimmter Bestandteile des natürlichen Nahrungsmittels gegeben ist, oder aber auch in dem Hinzufügen anderer, willkürlich gewählter Stoffe.

Indem bei der Verarbeitung zu Konserven die Nahrungsmittel schon manche Präparierung erfahren, wie z. B. gewöhnlich alle Fischkonserven, viele Fleischkonserven, Obstkonserven, und in letzter Zeit die alle Beachtung verdienenden Gemüsekonserven, ist ein wichtiger Schritt getan in der Richtung zum eigentlichen künstlichen Nahrungsmittel. Diese Konserven sind soweit präpariert, daß sie direkt auf den Tisch gelangen können oder nur aufgewärmt zu werden brauchen, um als fertige Speise zu dienen.

Denken wir uns weitere Schritte, die die Nahrungsmittel bei fabrikmäßiger Behandlung erfahren können, z. B. die Entfernung mancher Bestandteile aus den natürlichen Nahrungsmitteln oder eine Behandlung, die sie im Sinne der Umwandlungen verändert, denen die Speisen normalerweise im Verdauungsstadium unterliegen, so ist uns der Blick auf das unüberschaubare Gebiet der fabrikmäßig herstellbaren künstlichen Nahrungsmittel eröffnet. Wir müssen uns da einige konkrete Beispiele vorbehalten, um uns den Sachverhalt geläufiger zu machen. Die Kakaomasse, die man aus dem Zermahlen der Kakaobohnen, der Kerne der Kakaofrucht, gewinnt, wird bei der Verarbeitung zu Kakao entfettet: die fabrikmäßige Behandlung hat das natürliche Nahrungs- (oder Genuß-) mittel (die Kakaobohne) zu einem künstlichen (Kakao) und weiterhin Schokolade, die aus Kakao mit allerlei Zutaten besteht) Nahrungsmittel gemacht. Hier haben wir ein ganz typisches Beispiel für eine erste Kategorie künstlicher Nahrungsmittel.

Eine zweite Gruppe künstlicher Nahrungsmittel haben wir in ihrer Natur auch schon angedeutet: ihr charakteristisches Moment ist, daß in ihnen die Arbeit der Verdauung schon bis zu einem gewissen Grade vorgenommen ist. Hierher gehören zahlreiche Fleischpräparate, die aus Fleisch bestehen, das einer partiellen „künstlichen Verdauung“ (d. h. der Verdauung mit Hilfe natürlicher Verdauungssäfte, aber außerhalb des Körpers, in Gefäßen, in denen das Rohmaterial mit Verdauungssaft gemischt wird, unterworfen ist. Oder Fleischpräparate, die in Pulverform in den Handel kommen, so daß mit ihnen das Kauen der Nahrung im Munde und das Zerreiben der Nahrungsmittel durch die Reibbewegungen des Magens schon durch die Behandlung des Rohstoffes in der Fabrik erledigt ist.

An diese beiden grundlegenden Merkmale künstlicher Nahrungsmittel knüpfen sämtliche Abarten künstlicher Nahrungsmittel an, die in vielfältigen Modifikationen von ärztlicher und chemischer Seite angeregt und von den Fabriken in den Handel gebracht werden. Durchdenkt man diese beiden Merkmale künstlicher Nahrungsmittel in allen ihren Konsequenzen, so wird ja klar, daß mit ihnen die Grundlage gegeben ist für die unendliche Schar der „Eiweißpräparate“ und „Kindermehle“, die wohl allein schon das Gros der künstlichen Nahrungsmittel ausmachen und die in ihrer Anwendung gewöhnlich an den Rat des Arztes geknüpft sind.

Indem wir als das eine Merkmal des künstlichen Nahrungsmittels das Fehlen eines oder mehrerer von den Bestandteilen des natürlichen Nahrungsmittels oder die Zutat willkürlich gewählter Stoffe zu dem letzteren erkannt haben, ist uns auch ein Verständnis dafür eröffnet, wie die wissenschaftliche Forschung in die Industrie der künstlichen Nahrungsmittel eingreift. Nehmen wir hier als Beispiel die Bestrebungen, ein künstliches Nährpräparat für den Säugling zu schaffen, das Ersatz für die Muttermilch bieten soll. Der erste Schritt wird hier sein, daß die Wissenschaft die Bestandteile der Muttermilch bis in alle Einzelheiten erforscht. Der zweite Schritt ist dann die künstliche Modelung irgendeines anderen — zunächst möglichst nahe verwandten — natürlichen Nahrungsmittels in der Richtung zur Muttermilch. Dieser zweite Schritt ist prinzipiell in genau derselben Weise gegeben im einfachen Verbänden der Kuhmilch mit Wasser, wie wir es in gewohnter Art bei der Aufzuppelung des Säuglings tun, und in den fein ausgedachten

Bestrebungen namentlich der letzten zwei Jahre, eine wirklich einwandfreie und allen der Muttermilch gerecht werdende „künstliche Milch“ zu schaffen.

Aber unser erstes Merkmal deckt uns zugleich auch die Mängel der künstlichen Nahrungsmittel auf. Denn der wissenschaftlichen Forschung ist es ja noch nicht gelungen, die einzelnen Nahrungsmittel so allseitig zu erkennen, daß wir schon jetzt einen vollwertigen künstlichen Ersatz für sie schaffen könnten. Da aber die Fabriken, die künstliche Nahrungsmittel auf den Markt bringen, selbstverständlich bestrebt sein müssen, die vielfachen Mängel, die einem jeden künstlichen Nahrungsmittel bis zu einem gewissen Grade heute anhaften müssen, in ihrer Reklame zu verbeden, so liegt es in der Natur der Sache, daß die Aufklärung des großen Laienpublikums über den Wert der künstlichen Nahrungsmittel ungenügend sein muß. Ja, man kann getrost das Paradoxon wagen, daß die naturnotwendig vorhandenen Mängel der künstlichen Nahrungsmittel schuld daran sind, daß diese so teuer sind: der Käufer muß mit dem Marktpreise dem Fabrikanten die Kosten für die Reklame zurück-erhalten, die von dem Fabrikanten zum Fang des Käufers aufgewendet worden waren.

Ich will mit dieser Feststellung natürlich in keinem Falle den Stab über alle künstlichen Nahrungsmittel brechen! Denn die künstlichen Nahrungsmittel sind nötig und spielen eine große Rolle in der Ernährung des Kranken und namentlich des künstlich ernährten Säuglings. Es muß aber darauf hingewiesen sein, daß die großen Schwierigkeiten, die bei der Herstellung wirklich wertvoller künstlicher Nahrungsmittel naturnotwendig gegeben sind, zahlreiche Möglichkeiten für den absichtlichen oder unabsichtlichen Vertrieb minderwertiger Ware schaffen und damit stets zur größten Vorsicht mahnen müssen. Es soll als allgemeine Regel gelten, daß der Gebrauch eines Nährpräparates, gleich ob für einen Säugling, ein Kind oder einen Erwachsenen bestimmt, ausschließlich vom Arzt angeordnet und geregelt werden muß.

Die beiden oben gekennzeichneten Merkmale künstlicher Nahrungsmittel kommen in besonderer Schärfe bei zwei Gruppen zum Ausdruck, die wir hier noch behandeln müssen.

Die erste dieser beiden Gruppen wird dargestellt durch das sogenannte Surrogat. Die Gruppe der Surrogate ist bekanntlich heute schon außerordentlich groß, und die Zahl der Surrogate für die verschiedenartigen natürlichen Nahrungs- oder Genußmittel wird von Tag zu Tag größer. Beim Surrogat im engeren Sinne handelt es sich darum, ein natürliches Nahrungsmittel durch ein künstliches zu ersetzen, daß das künstliche Nahrungsmittel dem natürlichen nicht nur in dem Gehalt an Nährstoffen, sondern auch im Geschmack und im Aussehen gleicht. Zu diesem Zwecke wird irgend ein anderes natürliches Nahrungsmittel verarbeitet, durch Entfernung mancher seiner Bestandteile und eventuell durch Zutat im Sinne des zu ersetzenden natürlichen Nahrungsmittels gemodelt. Man denke hier vor allem an die Margarine aus Rindstalg und Pflanzöl als Ersatz für Butter. Auch der Fall kann gegeben sein, daß mit dem Surrogat der Zweck verfolgt wird, einen solchen Ersatz für das natürliche Nahrungsmittel zu schaffen, daß der eine oder andere Bestandteil des letzteren in dem Ersatz absichtlich weggelassen ist. Als Beispiel mögen hier die verschiedenen koffeinfreien Surrogate für Kaffee dienen. Die vielfachen Möglichkeiten der Mängel und des Betrugs sind bei den Surrogaten genau so gegeben wie bei den Nährpräparaten, von denen wir oben gesprochen haben. Aber genau wie die Nährpräparate sind auch die Surrogate — in jedem Einzelfalle aus verschiedenen Gründen heraus — nötig. Hier bei den Surrogaten kann nun aber natürlich nicht allein der Arzt der Leiter des Publikums sein. Hier ist die Mitarbeit der Gesundheitsbehörden bei der Fabrikation und beim Vertrieb und auch in der Aufklärung des Publikums in weitestem Maße vonnöten.

Eine zweite Gruppe von künstlichen Nahrungsmitteln, die hier noch zu erledigen ist, hat erst neuerdings Bedeutung gewonnen, und zwar, wie wir gleich bemerken müssen, eine mehr theoretische als praktische Bedeutung. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß die Eiweißstoffe der Nahrung bei der Verdauung im Darne eine viel weitergehende chemische Aufspaltung erfahren, als man früher angenommen hatte. Die Aufspaltung geht bis zu den sogenannten Aminosäuren, chemischen Stoffen, die als die allgemeinen chemischen Bausteine der Eiweißstoffe angesehen werden können. Die Aminosäuren kuppelt dann der tierische Organismus wieder zu seinen spezifischen, art-eigenen Eiweißstoffen zusammen. Das ist der allgemeine Weg, wie bei der Verdauung aus artfremdem Eiweiß art-eigenes Eiweiß wird. Die Aminosäuren gehören zwar auch zu den organischen chemischen Verbindungen wie die Eiweißstoffe, sie sind aber viel einfacher gebaut als diese, und wir können die Aminosäuren auch künstlich im Laboratorium darstellen. Es mußte nun sofort der Gedanke gegeben sein, daß wir den Organismus nur mit Aminosäuren statt mit Eiweißstoffen zu füttern brauchen, wenn wir ihn mit den Eiweißstoffen, deren er bedarf, versorgen wollen. Und tatsächlich gelang es, Tiere allein mit einem Gemisch von Aminosäuren zu erhalten die Tiere bauten sich die Eiweißstoffe aus den Aminosäuren auf. So war ein künstliches Nahrungsmittel par excellence im Sinne des zweiten Merkmals (siehe oben) gegeben: die Verdauung der Eiweißstoffe wird außerhalb des Organismus so weit getrieben, wie im Organismus selber überhaupt möglich. Außerdem, wie schon erwähnt, können wir die

Aminosäuren ja auch künstlich aus den Stoffen der leblosen Natur im Laboratorium herstellen, so daß wir hier wirklich von künstlichen Nahrungsmitteln, die den natürlichen, von Tier oder Pflanze abstammenden, schroff gegenüberstehen, sprechen können. Wir stellen die Aminosäuren im Laboratorium her, mischen sie in entsprechenden Mengenverhältnissen, wie sie in den Eiweißstoffen ungefähr vorkommen, und ein wirklich künstliches Nahrungsmittel wird dem Tier verabfolgt.

Von praktischer Bedeutung kann bei diesem künstlichen Nahrungsmittel nicht gesprochen werden; denn die künstliche Herstellung der Aminosäuren im Laboratorium ist eine sehr kostspielige Art. Wohl aber ist es möglich, daß Aminosäurengemische, wie sie bei der weitgehenden künstlichen Verdauung von Nahrungsmitteln (z. B. Fleisch) erhalten werden, in der Krankenkost eine Rolle spielen werden. Solche Aminosäurengemische aus Fleisch werden von einer chemischen Fabrik schon heute hergestellt. Entsprechende Versuche sind in Fällen, wo man die Verdauungsarbeit des Darmes umgehen mußte, von ärztlicher Seite mit Erfolg gemacht worden: man gab z. B. dem Patienten Nährstoffere aus einem Aminosäuregemisch, und der Patient baute sich aus ihnen Eiweißstoffe im Organismus auf, wie durch die entsprechenden Methoden festgestellt werden konnte.

Für „die Lösung der sozialen Frage“, die ja jeder Erfinder und Entdecker oder Fabrikant angebahnt wissen will, wenn er ein Surrogat oder ein Nährpräparat auf den Markt gebracht hat, kommt nun die zuletzt gezeichnete großartige Entdeckung auch nicht in Betracht. Aber groß ist ihre theoretische Bedeutung, indem wir mit ihr den letzten Schritt in der Emanzipierung des Menschen von der Pflanze vollzogen haben. Und hier möchte ich wiederholen, was ich mit Bezug auf diese Entdeckung Abderhaldens an anderer Stelle gesagt habe: daß eine wissenschaftliche Großtat niemals nach ihrem unmittelbaren praktischen Wert beurteilt werden darf. Jede neue wissenschaftliche Erkenntnis ist ein neues Machtmittel in der Hand des ringenden Menschen: auch wenn wir die neue Erkenntnis einstweilen nur noch als Rüstzeug in unserer Waffenkammer des Geistes aufbewahren müssen, in die wir nur hin und wieder einen hoffnungsvollen Blick werfen können. Wenn die Zeit gekommen ist, holen wir uns dann aus der Waffenkammer der wissenschaftlichen Erkenntnisse das, was wir gerade brauchen, heraus. Und manche Waffe, für die wir bei ihrem Aufkommen gar keinen Gebrauch wußten, erweist sich uns später einmal als wichtiges Hilfsmittel im Produktionsprozesse des Lebens. So ist es stets in den gegenseitigen Beziehungen zwischen Wissenschaft und Praxis gewesen. Als die wissenschaftlichen Grundlagen der Elektrizitätslehre geschaffen wurden, hat niemand geahnt, daß sie einst von so einschneidender Bedeutung für unsere ganze Lebenshaltung werden würden, wie sie es heute sind.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Schi, Ski und Schneeschuhe. In Deutschland ist in den wohlhabenden Klassen, denen alle Dinge zum besten dienen müssen, der Wintersport sehr stark in Aufnahme gekommen. Wenn die übrige Menschheit unter der Kälte leidet oder sich mit einem niederträchtigen Matschewetter herumschlägt, reisen die glücklichen Besitzenden nach Oberhof oder in die Schweizer Alpen, allwo sie in der klaren Winterluft ihre Nerven zu neuen Genüssen stärken. Bei dieser Gelegenheit wird dann „Ski“ gelaufen oder gefahren, wie man nun will. Nur spricht der moderne Sportmensch nicht „Ski“, wie es dasiecht, sondern „Schi“, um auf diese Weise zu beweisen, daß er ein redter Snob ist. Die Norweger, die uns das Wort gebracht haben, haben bekanntlich dänische Kultursprache. Im korrekten Dänisch aber muß „Ski“ gesprochen werden. „Schi“ ist ein norwegischer Provinzialismus, wie „Dogen, Fleisch und Beine“ ein Berliner Provinzialismus ist. Der vernünftige Mensch meidet am besten sowohl Ski wie Schi, da uns die Sache unter dem Namen „Schneeschuh“ auch schon vor der norwegischen Offenbarung bekannt und vertraut war. Völlig lächerlich ist es, wenn man gar in den Zeitungen (noch dazu mit einem Dehnungs-h hinter dem o, das die dänische Sprache gar nicht kennt) das Wort „Skliföre“ liest, will sagen: „Skliföhne“. Man sagt dann entweder Schneebahn, wie man Eisbahn sagt, oder Schneeschuhbahn, wie man Schlittenbahn sagt. „Skliföre“ kann nur der halbgebildete Sportler sagen.

Völkerrunde.

Wie Indianer bestattet werden. Aufrecht sitzt in dem bekannten Schillerischen Gedicht Radowestier da und es werden ihm die Gegenstände, die ihm im Leben besonders lieb waren, in den Tod mitgegeben. So begraben auch die Muskwa-Indianer ihre Frauen aufrecht in kodender Stellung — aber Kopf und Brust ragen dabei aus der Erde heraus. Ein ebenso bestatteter Indianer hielt jahrelang sein Gewehr in den abgemagerten Knochenhänden, bis es zuletzt mit Zusammenfallen des Gerippes auch umfihrte. Es gehören Indianernerven zur Pflege solcher Eitlen, von denen Weule im „kosmos“ berichtet. Verständlicher für uns ist ja schon die Sitte des Wassergrabes, da wir dieses ja

auch bei unseren Seeleuten zu üben gezwungen sind. Bei den Tschokts ist dies aber mehr auf eine barbarische Nachlässigkeit gegen die Toten zurückzuführen. Im Skull Valley in Puta macht man sich allerdings die Mühe, statt die Leichen einfach in den nächsten Fluß zu werfen, sie wenigstens dabei mit Steinen zu beschweren. Benahe als „Totenfult“ kann es da anmuten, wenn die Tschibtscha ihre Häuptlinge in goldplattierten Särgen in die Quellen versenken.

Zu der eigenartigen Bestattungssitte der Indianer gehört aber das Luftgrab, das in ganz verschiedener Weise angelegt wird. Wo kein Wald in der Nähe ist, werden bei den Indianern Nordamerikas möglichst in der Nähe des Lagers hohe Stangen in den Prärieboden eingerammt und zu einem stürmestesten, stabilen Gerüst miteinander verbunden. Die Sioux, Troselen usw. legen diese Luftgräber auf wenigstens drei Meter hohen Stangen an, während andere Stämme, wie die Huronen und Tschokts, 5—7 Meter hohe Gerüste bauen. Jedenfalls ist bei allen der Zweck, die Leiche dem leichten Zugreifen der Menschenhand, wie auch dem Zahn des Raubtiers zu entziehen. Das Baumgrab ist die eigentlich ideale Form des Luftgrabes. Es findet sich in ganz verschiedener Höhe von 6—25 Metern. Es kommt dem Indianer, der auch die Sitte hat, sein Jagdfleisch in Bäumen aufzuhängen, um es durch Austrocknung der äußeren Fläche leichter auf längere Zeit zu erhalten, bei den verschiedenen Luftgräbern auf eine Konservierung, wenn man nicht sagen will Mumifizierung, der Leiche an. Die Völker am Ostufer der Rocky Mountains, wie die Schenone, Arapho, Minitari usw., lassen freilich die Leichen auf den Gerüsten gänzlich der Zersetzung anheimfallen und bestatten dann später die Knochen zusammen an einem günstigen Begräbnisplatz.

Der eigentlichen Konservierung aber kommt an einigen Stellen die örtliche Beschaffenheit besonders entgegen, so die Kalkhöhlen von Tennessee und Kentucky, die die Austrocknung durch rapide Aufsaugung der Feuchtigkeit in ihr Gestein von selbst besorgen.

Bei anderen Stämmen, wie denen Louisianas, Floridas und Virginias, wurden die Leichen mit einem merkwürdigen Geschid über lohemdem Feuer getrocknet und dann durch Herausnahme der Eingeweide und Einspritzung von erhaltenden Flüssigkeiten in das Aderstystem in ähnlicher Weise mumifiziert, wie's bei den alten Ägyptern geschah. Etwas bestialisch mutet es uns jedoch an, wenn man hört, wie aus einem virginischen Häuptling nach seinem Tode eine Art ausgestopfte Sägemehlpuppe fabriziert wird. Die Haut wurde abgetrennt, das Fleisch gänzlich aus dem Körper herausgeschnitten; aber man ließ die die Knochen verbindenden Sehnen unbeschädigt. Die an der Sonne getrockneten Gebeine wurden wieder in die Haut gesteckt, diese mit einem mürben weichen Füllmaterial ausgepolstert — und der arme Häuptling war für die Unsterblichkeit gerettet.

Einen regelrechten Verbrennungsakt des Toten, wie er noch in Indien heute üblich ist, kannten auch Indianer Nordamerikas; so wurden im Innern des Tempelhofes die Herrscher der Nieten und Tschitschimelen nach ihrem Tode verbrannt. Es muß der Tod schon damals ein kostspieliges Vergnügen gewesen sein, denn der arme Tschinkiti zog es vor, abseits von dem Platz der offiziellen Feiertlichkeiten seine Toten zu verbrennen. Mit den toten Priestern ging man in Florida sehr rabalal um, man zündete ihnen einfach das Haus mit ihrer ganzen Habe über dem Leibe an.

Aus dem Tierreiche.

Der Kletterfisch im Aquarium. Es ist auch eine Folge des gesteigerten und verbesserten Weltverkehrs, daß man jetzt vielfach Haustiere hält, die in fernem Gegenden andern Klimas heimisch sind. Auch die Aquarien haben manchen Vorteil daraus gezogen und an belehrendem und unterhaltendem Wert viel dadurch gewonnen. Wer einige Mühe und Kosten darauf verwenden will, kann sich einen Aquariumgast verschaffen, der an Wertvolligkeit der Lebensweise wohl einzig dasiecht. Es ist der sogenannte Schlamm-springer aus Westafrika, der die Eigenschaft hat, nicht immer im Wasser zu leben, sondern auch Spazier- und Kletterversuche auf dem trockenen Boden zu unternehmen. Trotzdem ist er nicht etwa ein Amphibium, sondern ein echter Fisch. Es gibt vier oder fünf Arten dieser Gattung, die hauptsächlich in dem mehr bradigen Wasser der Flußmündungen zu finden sind. Sie sind begreiflicherweise den Reisenden sehr früh aufgefallen, denn es kann wohl nichts Sonderbareres geben, als den Anblick eines Fisches, der auf hohen Baumwurzeln oder niederen Ästen herumkriecht und seine Brustflossen dabei als Bewegungswerkzeuge benut. Schon vor fast zwanzig Jahren wurden die ersten lebenden Exemplare dieser Fische, die übrigens auch im Indischen Ozean vorkommen, nach Hamburg eingeführt, und es ist durchaus gelungen, sie in Gefangenschaft zu erhalten. Sie verlangen dazu selbstverständlich kein eigentliches Aquarium, sondern einen Behälter, der nach seiner Ausstattung eine Mittelstellung zwischen Aquarium und Terrarium einnimmt. Man wird ihnen außer einem hinreichenden Wasserbeden beliebige Dinge als Kletterapparat aufbauen, zum Beispiel kleine Bretter in verschiedener Stellung, auf denen die Fische dann hinaufkriechen und dabei die beiden Vorderflossen abwechselnd wie Beine gebrauchen. Zeitweise liegen sie auch lange ganz unbeweglich und lassen nur die Augen in allen Richtungen umhergehen, als ob eine unbestegbare Neugier sie aus dem Wasser ins Freie getrieben hätte. Schließlich springen sie dann wie Frösche wieder ins Wasser zurück.